

Mircea Cartarescu

Die Wissenden

Roman

Übersetzt aus dem Rumänischen von Gerhardt Csejka

ISBN-10: 3-552-05406-5

ISBN-13: 978-3-552-05406-6

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05406-6>
sowie im Buchhandel

Bis zu der Zeit, als man auf der Straße gegenüber den Block hochzog und daher alles hinter Planken verschwand und die Luft nicht mehr zum Atmen war, schaute ich stets nächtelang durch das dreiteilige Panoramafenster meiner Wohnung an der Stefan-cel-Mare-Chaussee auf Bukarest hinaus. In den Scheiben spiegelten sich gewöhnlich die wenigen, gelblich schimmernden Schlafzimmermöbel, die Frisierkommode mit Toilettenspiegel, ein paar Pflanzen – Aloe und Asparagus – in Tontöpfen auf dem Tisch, der Kronleuchter mit seinen Glockenschirmen aus grünem Glas, von denen einer seit langem schon einen Sprung hatte. Tief hineingewölbt ins riesige Fenster wirkte das Gelbe des Zimmers noch gelber, ich aber, ein spindeldürrer, kränklicher Junge, saß den ganzen Nachmittag im schäbigen Schlafanzug, mit einer ausgeleierten Weste darüber, auf dem Bettkasten der Couch und starrte pausenlos wie hypnotisiert mein Abbild im klaren Fensterglas an. Die Füße stützte ich auf den Heizkörper unter dem Fenster auf, so dass mir im Winter die Sohlen brannten und ich unterschwellig ein perverses Gemisch von Wohligkeit und Qual empfand. Mein Gesicht im gelben Spiegel: schmal wie eine Klinge, violett umrandete Augen. Die vereinzelt sprießenden Schnurrbarthaare ließen die Asymmetrie des Mundes, die eigentlich die Asymmetrie meines ganzen Gesichts war, noch deutlicher hervortreten. Hielte man auf einem Foto von mir die linke Gesichtshälfte verdeckt, so zeigte das Bild einen offenherzigen und willensstarken Jungen mit beinahe schönen Zügen. Die andere Hälfte jedoch überrascht und erschreckt den Betrachter: Das Auge ist hier tot, der Mund tragisch, die ganze Haut von Hoffnungslosigkeit überzogen wie von einem Ekzem.

Wirklich ganz ich fühlte ich mich aber erst, nachdem ich im Zimmer das Licht ausgemacht hatte. Die elektrisch-blauen und phosphoreszierend grünen Lichtstreifen der Straßenbahnen, welche fünf Etagen tiefer durch die Straße rumpelten, drehten sich nun auf einmal an den Wänden. Schlagartig wurde mir der entsetzliche Verkehrslärm bewusst, und zugleich die unendliche Einsamkeit und Trübsal meines Lebens. Der Schalter war hinter dem Kleiderschrank, und sobald ich das Licht ausknipste, wurde mein Zimmer zum leichengrünen Aquarium. Ich bewegte mich darin, als wäre ich ein alter Fisch, zwischen morsch gewordenen Möbeln, die den Geruch von Meeresablagerungen verströmten, schlurfte über den Juteläufer, der meine Sohlen kratzte, zur Bettlade, setzte mich wieder darauf und stemmte die Füße auf den Heizkörper. Und da explodierte dann das fantastische Bukarest hinter dem blauen Mondglas: ein nächtliches Triptychon von grenzenlosem, unerschöpflichem gläsernen Glanz. Unterhalb sah ich einen Ausschnitt der Straße, die Strommasten gleich eisernen Kreuzen, daran hängend die Leitungsdrähte der Straßenbahnen, aber auch die rosaroten Leuchten, die im Winter immer wieder aufs Neue Schneeböen aus der Dunkelheit zerrten – stürmische oder auch gemächliche, strichartig wie im Zeichentrickfilm oder dicht wie ein Pelz. Die Sommernächte aber vertrieb ich mir damit, dass ich mir an jedem Mast der Endlosreihe einen Gekreuzigten vorstellte, mit Dornenkrone auf der Stirn. Hager und langhaarig, nasse Tücher um die Hüften, blickten sie aus tränenfeuchten Augen den auf dem Straßenpflaster dahinströmenden Autos nach. Und es kam vor, dass ein paar Kinder, wer weiß wieso, spätnachts noch auf der Straße, stehen blieben, um den am nächsten hängenden Christus zu begaffen, und dabei ihre dreieckigen Gesichter dem Mond entgegenreckten.

Auf der Straßenseite gegenüber der Brotladen, daneben einige Häuser mit Hof und ein runder Tabak-Kiosk, ein Sodaflaschen-Nachfüllpunkt, ein Lebensmittelladen. Mag sein, dass dieser Ort mir deshalb so häufig im Traum erscheint, weil ich die Straße hier zum ersten Mal allein überquerte, um Brot zu holen. In meinen Träumen handelt es sich dann nicht mehr um den elenden, ewig dusteren Schuppen, in dem eine Alte im weißen Kittel mit rattengroßen Broten hantierte – die auch nach Ratten rochen –, nein, es wird ein geheimnisvoller Ort daraus, zu dem hohe, schwer zu erklimmende Stufen hinaufführen. Die funzelige Glühbirne an zwei nackten Drähten bekommt eine mystische Bedeutung, und zwischen den zyklischen Brotkisten erscheint nun eine junge und schöne Frau, ihrerseits so hoch wie ein Turm. Ich zähle in dem trügerischen Licht meine in der Hand glitzernden Münzen, doch ich schaffe es nicht, sie zusammenzuzählen, und breche in Tränen aus, weil ich nicht weiß, ob mir das Geld reicht für ein Brot. Und etwas weiter chausseeaufwärts wohnt der alte Herr Kläffermann, ein erbarmungswürdiger, stinkfauler Rentner, dessen Hof wie vom Krieg verwüstet aussieht, kein Halm wächst da: eine einzige Müllhalde, im Grunde genommen. Der Alte und seine Frau irren den ganzen Tag besinnungslos herum, hinein in ihre mit Teerpappe gedeckte Hütte und wieder hinaus, über einen mageren Hund stolpernd, dem sie auch ihren Namen verdanken. Weiter, Richtung Dinamo, folgt der Lebensmittelladen, von dem ich eigentlich nur eine Ecke sehen kann. In Richtung Staatszirkus dann der Supermarkt und der Zeitungskiosk. Hier fangen in meinen Träumen die unterirdischen Gänge an. Ich tappe mit einem Einkaufskorb aus Draht vorbei an den Regalen mit Scherbett und Konfitüren, Papierservietten und Zuckertüten (in welchen mitunter auch kleine grüne oder orangefarbene Autos aus Metall versteckt waren, so ging wenigstens das Gerücht unter

den Knirpsen), gelange dann durch eine Schwingtür in eine Abteilung des Supermarktes, die es nie gegeben hat, und stehe plötzlich draußen unter den Sternen, den Einkaufskorb mit Gläsern und Dosen noch in der Hand. Ich fand mich hinter dem Block wieder, zwischen Stapeln morscher Bretterkisten, vor mir die weiß gestrichene Metalltür, an der manchmal Käse verkauft wurde. Nur war jetzt da nicht wie in Wirklichkeit nur eine Tür, sondern es gab deren etwa zehn, über die ganze Länge des Wohnblocks verteilt, und dazwischen hell erleuchtete Fenster von Zimmern im Untergeschoss. In jedem dieser Zimmer stand ein kurioses Bett auf sehr hohen Beinen, und in den Betten schliefen junge Mädchen mit über das Kissen gebreitetem Haar und entblößten kleinen Brüsten. In einem der Träume öffnete ich die mir nächste Tür und stieg über eine Wendeltreppe in einen elektrisch beleuchteten Alkoven hinab, wo mich eines dieser füsamen lockenköpfigen Puppen-Mädchen empfing. Obwohl ich schon ein Mann war, als ich dies träumte, war es mir nicht vergönnt, Silvia zu besitzen, und die ganze Erregung verpuffte in einem wirren Geschlinge flaumweicher Worte und Gebärden. Ich trat händchenhaltend mit ihr ins Freie, überquerte die verschneite Straße und bestaunte im Schaufensterschein der Apotheke und der »Hora«-Gaststätte ihr blaues Haar. Dann warteten wir zusammen auf die Straßenbahn, das dichte Schneetreiben verwischte unsere Gesichtszüge, und die Straßenbahn hatte, als sie vor uns hielt, keine Wände, sondern nur ein paar Holzsitze auf dem nackten Gestell. Und Silvia stieg ein und entschwand in eine Gegend der Stadt, die ich später, in anderen Träumen kennenlernen sollte.

Hinter dieser ersten Häuserzeile zeigten sich unterm gestirnten Himmel andere Gebäude. Da war eine massive Villa mit roten Dachziegeln, auch ein rosarotes Haus mit der Anmutung eines kleinen Schlosses, da waren sodann efeuüber-

wucherte Wohnblocks aus der Zwischenkriegszeit, mit runden Fenstern, Jugendstilornamenten im Innern des Treppenhauses und grotesken Türmchen darüber. Und all dies verstreut zwischen den Pappeln und den Weißbuchen, die mit ihrem derzeit schwarzen Laub den tiefen, sternenhwärts zunehmend dunkleren Himmel auskehrten. Wo die Fenster erleuchtet waren, da spielte sich immerzu Leben ab, das ich bruchstückhaft mitbekam: Eine Frau bügelte Wäsche, im dritten Stock rannte ein Mann im weißen Hemd aufgeregt durchs Zimmer, zwei in Sesseln versunkene Frauen redeten endlos aufeinander ein. Nur drei oder vier Fenster boten Interessantes. In Nächten erotischen Fiebers stand ich im Dunkeln am Fenster, bis alle Lichter ausgingen und nichts mehr zu sehen war, dabei immerzu hoffend, einmal jene gewissen Szenen zu erhaschen, jenes Enthüllen der Brüste und der Poacken und Schamhügel, und wie die Männer die Mädchen ins Bett kippen oder zum Fenster tragen und dort von hinten nehmen. Oft waren Gardinen oder Stores vorgezogen, dann überanstrengte ich meine Augen fast damit, die in den Lichtstreifen der Spalten aufblitzenden, abstrakten und fragmentarischen Bewegungsabläufe zu deuten, und bald sah ich überall nur noch Schenkel und Lenden, bis mir davon ganz schwindlig wurde und mein Geschlecht in der Pyjamahose peinlich zu nassen begann. Erst dann ging ich schlafen, um im Traum jene fremden Zimmer zu betreten und an den komplizierten erotischen Manövern teilzunehmen, die in ihrem Innern abliefen ...

Jenseits dieser zweiten Häuserreihe erstreckte sich die Stadt bis zum Horizont hin, füllte die Hälfte des Fensters aus, und zwar mit einem immer kleinteiliger werdenden, immer konfuseren, aleatorischen und schlechter zu unterscheidenden Gemisch von Vegetation und Architektur, in Abständen schnellten Pappeln wie Pfeilspitzen nach oben oder wölbten

sich seltsam gekrümmte Kuppeln von Wolke zu Wolke. In weiter Ferne erkannte ich die gezackte Silhouette des Victoria-Kaufhauses (Mutter hatte sie mir in der Kindheit hin und wieder am regenrein gewaschenen Himmel gezeigt), einige sehr hohe Häuserblocks im Stadtzentrum, die schon Dutzende Jahre auf dem Buckel hatten und zickuratartig gestaltet waren, jetzt über und über bepackt mit roten, grünen und gelben Leuchtreklamen, die zeitversetzt aufflimmerten. Und dahinter dem Horizont zu nur noch die Sterne in stetig zunehmender Dichte, bis sie ganz weit weg zu einer Kante alten Goldes verschmolzen. Als wär's ein Edelstein in einer Sternenringfassung, so prangte das nächtliche Bukarest in meinem Fenster, schwappte in mein Zimmer herein und drang mir dermaßen tief in Körper und Hirn, dass ich bereits als Halbwüchsiger die Vorstellung von einer Melange aus Fleisch, Stein, Gehirnflüssigkeit, Stahl und Urin entwickelte, welche – von Architraven und Wirbeln gestützt, beseelt von Statuen und Obsessionen, verdauend mit Därmen und Heizzentralen – aus uns beiden eins machen könnte. Tatsächlich blickte nachts, wenn ich auf dem Bettkasten saß und die Füße auf den Heizkörper stemmte, nicht nur ich auf die Stadt, sondern auch sie spähte mich aus, träumte von mir, geriet in Erregung; war sie doch nichts weiter als das Substitut meines gelblichen Phantoms, das mich bei brennendem Licht von der Fensterscheibe her anstarrte. Erst als ich über zwanzig war, wurde ich dieses Bild los. Da hob man gegenüber die Fundamente aus, denn es war beschlossene Sache, die Straße zu verbreitern und zu asphaltieren, den Brotladen, die Sodawasser-Nachfüllanlage und die Kioske abzureißen und auf der anderen Chausseeseite eine Plattenbauwand zu errichten, höher als die Blocks auf unserer Seite. Der Winter war eisig, der Himmel nach vielen Schneefällen weiß und klar. Ich schaute immer wieder zum Fenster hinaus. Ein gel-

ber Bagger zertrümmerte mit seiner bezahnten Schaufel das Haus, in dem eine laszive Frau gewohnt hatte, die mir nie nackt vor die Augen gekommen war. Die Zimmer boten ihr kahles Inneres den Blicken dar, es war gut zu sehen in der Ruine, die dank des Schnees noch theatralischer wirkte. Man hatte Bukarest eine Niere zerquetscht, eine – möglicherweise lebensnotwendige – Drüse entfernt. Vielleicht gab es unter der Haut der Stadt, wie unter dem Schorf einer Wunde, tatsächlich einen Untergrund, und diese Hausfrau, die überaus lüstern war und sich mir (aus einer Laune heraus?) nie nackt gezeigt hatte, war in Wirklichkeit ein Kernstück, eine Matrix dieses Untergrundlebens? Nun ging ihre Alveole zu Bruch, als sei sie aus Gips. Bald sah die ganze Straßenseite gegenüber wie ein ruiniertes Gebiss aus, mit gelben Stümpfen, mit Lücken und mit Brachstellen von metallischer Fäule. Der Schnee roch gut, kaum dass ich das riesige Drittel der dünnen und feuchten Fensterscheibe geöffnet und den kurz geschorenen Schädel hinausgereckt hatte, um mir Nacken und Ohren zu kühlen, und die Dampfschwaden aus dem Zimmer entweichen sah; jenseits aber von diesem klaren, frischen Duft wie nach gefrorener Wäsche auf der Leine konnte ich den Gestank der Zerstörung denken. Und wenn es stimmt, dass unsere Gehirnhälften sich ursprünglich aus der Verdickung des Riechnervs entwickelt haben, so sind vielleicht der Gestank, der metaphysische Mundgeruch, die Schweißdünste in den Achselhöhlen der Zeit, der die Ekstase ankündigende saure Spüllappengeruch, der Kresseduft des Sinnestaumels unsere tiefsten Gedanken.